

2.3 Mitmachen braucht Resonanz

Viele Menschen beteiligen sich, um die Stadt zu verändern in der sie leben. Ich wollte genauer verstehen, was diese Menschen machen und warum sie das tun. Die von Antoine Hennion entlehnte praxistheoretische Akteur*innenperspektive hat deutlich gemacht, dass es nicht ausreicht nach ihren Zielen zu suchen, um ihre Motivation verstehen. In meinen Interviews hat sich gezeigt, dass das Mitwirken selbst zum Ziel wird. Herr Achims engagiert sich für seine Nachbar*innen im Quartier, weil er den Zusammenhalt wichtig findet. Robert streitet für Künstler*innenateliers und Orte der Kultur als wichtige Freiräume in der Stadt. Und Flora will gemeinsam mit anderen einen Ort zum Mitmachen schaffen. In allen Fällen sind die Beweggründe für das Engagement in der Biografie verankert. Nach Hennion ist diese Verankerung keine soziale Determination des Milieus, wie sie Bourdieu (laut Hennion) womöglich beschrieben hätte, sondern sie ist das Resultat einer individuellen libidinösen Auseinandersetzung im relationalen Wechselspiel von vier Elementen: das geschmeckte Objekt, die Rahmenbedingungen, das Kollektiv und der schmeckende Körper (Hennion 2005: 4). Ich habe diese vier Elemente auf den Kontext der Stadtmitmacher*innen übertragen und daran die Praxis des Partizipierens durchdekliniert. Die Stadt, das Gewebe der Stadt sowie die Kollektive und die Körper der Stadtmitmacher*innen bilden ein Gerüst, in dem die Praxis des Mitmachens in ihrer Vielschichtigkeit und Relationalität nachgezeichnet werden kann. Dabei habe ich architektursoziologische Perspektiven mit praxistheoretischen und körpersoziologischen Ansätzen verknüpft. Hier ist vor allem das Resonanzkonzept von Hartmut Rosa (Rosa 2019) für das Verständnis von Partizipation in den Vordergrund gerückt. Nicht nur die Suche der Subjekte nach einer resonanten Weltbeziehung, sondern auch die Resonanzen zwischen den Individuen und der Stadt haben ihren Einfluss auf das Tun der Stadtmitmacher*innen.

Dabei habe ich gezielt die Perspektive der Bürger*innen untersucht, die bisher eine Leerstelle der Forschung zu Partizipationsprozessen darstellte (Gribat/Lutz 2018). Mit einem subjektzentrierten offenen Forschungsdesign konnten die Tätigkeiten der partizipierenden Akteur*innen unabhängig von deren Beteiligungsformaten oder Protestformen betrachtet werden. Das Engagement der Einzelnen ist tief in deren Lebenswelten verankert und nie unabhängig von Sozialisation, Ressourcen, Lebensbedingungen und sozialen Netzwerken. Die qualitativen Inter-

views (Kaufmann 1999) ermöglichen, dass die Informant*innen ausführlich über diese Aspekte reflektieren und berichten konnten. Dabei bot das Amateur*innenkonzept nach Hennion die notwendige Grundlage für das lebensweltliche Verständnis des freizeithlichen Engagements, das eine ergebnisoffene Forschung im Sinne einer *Grounded Theory* erst möglich machte. [→ Methodischer Zugang, S. 142](#)

Was ist also Partizipation?

Betrachtet man Partizipation als freizeithliches Engagement im Sinne einer Hobbytätigkeit von Amateur*innen, zeigt sich, wie vielseitig und individuell die Zugänge der einzelnen Akteur*innen jeweils sein können. Die *Stadt* ist an sich schon ein komplexes System, das Forscher*innen seit Jahrhunderten zu beschreiben versuchen. Die Stadt ist weder alleinig auf die gebaute *ville* reduzierbar, noch mit dem ausschließlichen Fokus auf die soziale, gelebte *cité* zu erfassen (Sennett 2018). Sie wird stets in der dynamischen Interaktion beider (re-)produziert und ist somit die fluide und situative (Ko-)Produktion aller Handlungen der Stadtbewohner*innen, Benutzer*innen und Besucher*innen mit der Stadt, die sie tagtäglich beleben. [→ Stadt, S. 160](#) Dabei tritt nie die Stadt als Ganzes in der Interaktion auf, sondern alle städtischen Praktiken agieren tief verwoben im *Gewebe der Stadt*. [→ Gewebe, S. 170](#) Die Stadt interagiert mittels ihrer Promenaden mit der Flaneur*in, mittels ihrer Bars mit den Trinker*innen und nicht zuletzt mittels ihrer Institutionen mit den Bürger*innen. Dabei ist entscheidend, welche Wissens-, Sprach-, Zeitressourcen und Energien die Bürger*innen aufbringen können, um an der Produktion der Stadt aktiv teilzuhaben. Während einige den Einladungen zu offiziellen Bürger*innenbeteiligungveranstaltungen folgen, organisieren andere ihre Teilhabe in Form von Protesten oder Aktionen selbst (Cornwall 2008). Doch immer sind die Bürger*innen letztlich auf eine Kooperation mit den Institutionen der Stadt angewiesen, die sie mit verschiedensten Strategien zu erreichen versuchen. Dazu verb  nden sich die Bürger*innen zu *Kollektiven von Stadtmitmacher*innen*. [→ Kollektive, S. 187](#) Ebenso wie die Stadt im Kollektiv kennengelernt und benutzt wird, ist es unabdingbar, sich mit anderen zu vernetzen, um mitwirken und verändern zu können. Das Mitmachen an der Stadt bedeutet am Aushandlungsprozess teilzuhaben, der zukünftiges Zusammenleben gestaltet. Doch die Zusammenarbeit erfolgt nicht einfach aufgrund gleicher Interessen, sondern diese sind erst das Ergebnis mehr oder weniger aufwendiger Harmonisierungsprozesse innerhalb der Gruppen. [→ Einschwingen, S. 193](#) Um als Gruppe agieren zu können, ist es wichtig, dass grundlegende Ansichten abgestimmt werden und eine gemeinsame Stimme entwickelt wird. Oftmals erfolgt die Aushandlung innerhalb einer Kerngruppe, die die Organisation stabilisiert und weitere Akteur*innen einlädt mitzumachen; unter der Voraussetzung, dass sie sich den

Grundsätzen anschließen können. [→ »Fünf ist Trümpf«, S. 197] Letztlich ist es dabei eine körperliche Reaktion, welche Aktivitäten und Formate sich jeweils richtig anfühlen. [→ Körper, S. 207] Die *Körper der Stadtmitmacher*innen* suchen nach resonanten Momenten, in denen sie sich selbst in der gemeinsamen Tätigkeit wiederfinden können. Dabei reagieren sozialisierte und trainierte Kompetenzen und Wertvorstellungen auf die Angebote der Mitwirkung und bewerten, ob eine eigene Selbstwirksamkeit zu erwarten ist. [→ Selbstwirksamkeit, S. 216] So entsteht die Stadt als Resultat aus der Koproduktion der Körper mit der Stadt selbst, welche sich den Einzelnen als vielfältiges Gewebe von gebauter Umwelt, Institutionen und nicht zuletzt aktivistischer Kollektive zeigt, in dem die Stadtmitmacher*innen nach Selbstwirksamkeit suchen. Doch die Stadt ist komplexer als der Wein bei Hennion. Sie ist als Gesamtes das geschmeckte Objekt, besteht aber sowohl aus den verwobenen Strukturen und Institutionen als auch aus den Kollektiven, spricht den schmeckenden Körpern. Frau Kubitz ist selbst Teil der Stadt, wenn sie sich im Nachbarschaftsrat engagiert und versucht Veränderungen zu erwirken, die das Leben in ebenjener Stadt für sie und ihre Nachbar*innen verbessern.

Ich möchte abschließend drei grundsätzliche Aussagen formulieren, die ich aus der Beschäftigung mit den aktiven Subjekten der Partizipation, den Stadtmitmacher*innen entwickelt habe. Sie ergänzen das Verständnis von Partizipation in der Stadtentwicklung und weiten den Blick für die vielfältigen Tätigkeiten der Stadtmitmacher*innen. Das Partizipieren im hier erörterten Sinne ist die subjektive Praxis des Mitwirkens an der (Re-)Produktion der Stadt. Ich möchte hervorheben, dass (1) (fast) alles Handeln in der Stadt als Mitmachen zu betrachten ist. Dabei ist Mitmachen in der Stadt immer (2) individuell und gleichzeitig (3) kollektiv. Diese Grundsätze erläutere ich auf den nächsten Seiten, da sich daraus Ansatzpunkte für weiterführende empirische Studien im Forschungsfeld, für die Weiterentwicklung der Gestaltung von Partizipationsprozessen sowie für den Diskurs zur Teilhabe an derartigen Verfahren ergeben.

(Fast) alles Handeln ist Mitmachen

Die hier untersuchten Formen der Partizipation repräsentieren nur einen kleinen Teil des Spektrums, das sich mit Hennions Amateur*innenkonzept als Praxis des Mitmachens an der Stadt betrachten lässt. Wird die Produktion der Stadt nur als professionelle Stadtentwicklung verstanden, ist der Blick auf alltäglichere Praktiken versperrt, die ebenso die Stadt gestalten. Auch das gesellige Zusammensein in Bars oder das Spaziergehen auf der Promenade schaffen Räume und warum sollte nicht auch das Sprühen von Graffiti als bewusster Akt der Raumproduktion verstanden werden? Der Moment der Aufmerksamkeit, in dem reflektiert wird, wie sich die Stadt anfühlt und wie diese Sinneseindrücke entstehen, ist Teil der alltäglichen Benutzung der Stadt. Man kann im Anschluss an performative

und relationale Raumtheorien auch sagen (de Certeau 1988; Löw 2001), dass jedes Agieren im (Stadt-)Raum als Stadtproduktion und demnach als Partizipation zu verstehen ist. Doch jede Stadtnutzer*in benutzt die Stadt anders, bezieht andere Objekte und Personenkreise in ihre Stadt mit ein und lässt andere außen vor. Diese Bezüge überschneiden sich ständig, wenn zum Beispiel unterschiedliche Personen mit unterschiedlichen Fahrzielen in der gleichen U-Bahn sitzen. Die Stadt ist ein lebendiges heterogenes Nebeneinander verschiedenster Lebenswelten und gleichzeitig immer ein Miteinander und das Resultat aller Handlungen.

Dachte ich anfangs, dass ich angesichts der vorherrschenden Diskurse über Partizipation bereits ein breites Spektrum an Beteiligungsformen in meine Untersuchung aufnehmen, so muss ich abschließend feststellen, dass auch ich nur ein sehr eingeschränktes Bild davon eingebracht habe, was Mitmachen bedeutet. Alle Interviewpartner*innen interagieren mit den Institutionen der Stadt, das heißt der Stadtverwaltung oder mit ihr verbundenen Partner*innen. Warum verstehen viele Akteur*innen – mich eingeschlossen – meist nur diese Interaktionen als Partizipation, obwohl viele Stadtnutzer*innen täglich ihre Stadt gestalten, ohne dabei mit der Institution Stadt zu interagieren. Partizipation an der Stadt – in diesem breiteren Verständnis – lässt sich nicht einladen oder verhindern, sondern sie geschieht ständig.

Im Gegensatz zum Weintrinken, das ein frei gewähltes gustologisches Spezialgebiet darstellt, an dem viele Menschen nicht teilhaben (wollen), ist jeder Mensch notwendigerweise Bewohner*in der Stadt – im umfassenden Verständnis von Stadt als gesamter gebauter Umwelt (Rossi 1984: 34f) – und somit grundsätzlich auch Koproduzent*in der Stadt. Die Frage ist vielmehr, wer mit wem kooperiert und wer jeweils ausgeschlossen wird. Wenn der Partizipationsbegriff nur auf die institutionelle Teilhabe verengt wird, wird das Engagement von Gruppen unsichtbar gemacht, denen ohnehin schon kein niederschwelliger Zugang ermöglicht wird. So werden beispielsweise informelle Netzwerke nicht als Beteiligung begriffen, obwohl sie das Zusammenleben in vielen großstädtischen Bezirken entscheidend prägen (Twickel 2013: 9ff).

Mitmachen ist individuelles Handeln

Aus den für diese Arbeit geführten Interviews wird deutlich, dass jede Aktivität immer eine individuelle Entscheidung ist. Durch den Fokus auf die einzelnen Partizipierenden als aktive Subjekte wurden individuelle Beteiligungsbiografien erkennbar. Die Grenzen zwischen initiativer und eingeladener Beteiligung sind darin fließend, denn je nach Situation, Zielstellung und Verfügbarkeit von Ressourcen nehmen die Akteur*innen an verschiedenen Formaten teil. Wird Partizipation zudem als körperliches Handeln im Sinne eines biosozialen viszeralen Ansatzes verstanden (Hayes-Conroy/Martin 2010), dann geschieht jedes Engagement auch in einem Kontext multidimensionaler Resonanzen. → Resonanzachsen, S. 219

Um die individuelle politische Teilhabe aus der Bürger*innen zu differenzieren, kann der *Capabilities Approach* von Amartya Sen helfen. Er unterscheidet zwischen den tatsächlichen Aktivitäten der Akteur*innen (*functionings*) und ihren theoretischen Möglichkeiten (*capabilities*). Die Capabilities sind dabei als Gesamtheit der angeborenen, der erlernten, der materiellen, der sozialen und der kulturellen Kompetenzen zu verstehen (Abel/Schori 2009). Es lässt sich im Anschluss an diese Arbeit aber auch die Einschätzung der Bürger*innen als Differenzierungsmöglichkeit in dieses Modell einbetten. Entscheidend für die Teilhabe ist, ob theoretisch verfügbare Capabilities tatsächlich als Möglichkeiten zur Mitwirkung – sprich als Selbstwirksamkeitserwartungen nach Hartmut Rosa – empfunden werden. Flora hat als Planerin durchaus die kulturellen Kapazitäten, um sich an geladenen Beteiligungsprozessen zu beteiligen. Allerdings erachtet sie dieses Engagement für sich als sinnlos, da sie daran glaubt auf diesem Wege etwas verändern zu können. Selbstwirksamkeitserwartungen sind dann eine individuelle Bewertung der Capabilities auf Grundlage der Weltbeziehung und der körperlichen Wahrnehmung. Sie sind die tatsächlich als Handlungsspielraum wahrgenommenen Möglichkeiten der Einzelnen sich selbst einzubringen (Rosa 2019: 269ff), der Bereich, in dem die Handelnde* glaubt wirksam werden zu können. In diesen Bereich hält sie ein resonantes Antwortverhältnis für möglich. Diese Einschätzung zu den Resonanzerwartungen ist entscheidend für die Beurteilung, ob ein Engagement lohnenswert erscheint oder nicht. Die Selbstwirksamkeitserwartungen könnten demnach eine sinnvolle Ergänzung für die Bewertung der politischen Teilhabemöglichkeiten im Capabilities Approach darstellen und die individuelle und körperliche Bedingtheit von Partizipation in die Betrachtung einbeziehen (Klaftt 2025). → Partizipierende als aktive Subjekte, S. 136

Mitmachen ist kollektives Handeln

Während jedes Handeln individuell ist, findet es als Handeln in der Stadt immer im gesellschaftlichen Kontext statt. Die Stadt wird *immer* von *allen* zu dem gemacht, was sie ist. Werden dann überhaupt Gruppen exkludiert, wenn doch ohnehin alle an der Stadt partizipieren? Das Mitwirken an Aushandlungsprozessen zur Gestaltung städtischen Zusammenlebens findet in vielen losen oder organisierten Gruppen statt. Hier werden Ansichten und Haltungen entwickelt, ausgetauscht und neu ausgerichtet. Für eine kollektive Handlungsfähigkeit ist es unabdingbar eine gemeinsame Haltung zu finden, die als Standpunkt der Gruppe nach außen getragen werden kann und so eine gemeinsame Wirksamkeit erzeugt. Dabei sind Kollektive notwendigerweise ausgrenzend, denn sie müssen Akteur*innen ausschließen, die zu unterschiedlich sind, um in die gemeinsame Haltung einbezogen zu werden. → Was, wenn jemand nicht passt?, S. 199

So findet vieles in abgeschlossenen Resonanzräumen statt. Ohne Austausch und Aushandlung negieren sich gegensätzliche Ansätze verschiedener Kollektive. Finden die Kollektive keine Möglichkeiten diese Konflikte konstruktiv zu bearbeiten, geht viel Energie für einen fragilen Gesamtzustand mit konkurrierenden Positionen verloren, während die Entwicklung des Quartiers stagniert. In dieser Situation ist lediglich die Interaktion innerhalb der eigenen Gruppe befriedigend, während die äußere Welt mit Misstrauen betrachtet wird. Eine solche Zersplitterung könnte im Extremfall das alltägliche Miteinander in der Stadt infrage stellen. Daher ist es nötig *interkollektive* Kooperationen zu stützen und bei der Aushandlung zu begleiten. Die grundlegende Aufgabe von öffentlichen Partizipationsprozessen muss die Stärkung von Zusammenarbeit verschiedener Gruppierungen untereinander sein, um die Aushandlung eines gesamtgesellschaftlichen Ansatzes zu erreichen. Es ist dabei nicht entscheidend, wie ausbalanciert das Ergebnis am Ende zwischen den ursprünglichen Positionen ist. Die gemeinsame Arbeit ermöglicht ein Verständnis für gegensätzliche Positionen auf dem eine respektvolle Kooperation entstehen kann.

Das Ziel öffentlicher Beteiligungsprozesse muss die *intersubjektive* und *interkollektive* Kooperation sein, denn die Stadt ist ja das Gemeinsame aller! Dabei ist insbesondere auf die Integration marginalisierter Gruppen zu achten, während die Wirkmacht rein ökonomischer orientierter Akteur*innen ausbalanciert werden muss. Diese wirken im großen Maßstab an der Gestaltung der Stadt mit, beteiligen sich jedoch nur selten an den Aushandlungsprozessen partizipativer Verfahren. Diese Dysbalance gefährdet demokratische Entscheidungsprozesse und die Resonanzexpectationen der Bürger*innen.

Wer partizipiert nicht?

Eine Frage aus dem Einleitungsteil der Mitmacharbeit war nicht im Fokus des Forschungsdesigns, stellt jedoch einen zentralen Problempunkt für die Gestaltung von Partizipationsprozessen dar: welche Menschen nehmen weder an eingeladenen noch an selbst mobilisierten Beteiligungsprozessen teil und warum? Die sechs Befragten dieser Untersuchung sind jeweils auf ihre Art und Weise sehr engagiert und meist in verschiedene Prozesse eingebunden. Sie müssen als privilegiert verstanden werden, denn sie können sich selbst auf vielen Ebenen im gesellschaftlichen System wiederfinden und eigene Handlungsspielräume für sich erschließen.⁴³ Dabei hat insbesondere das Resonanzkonzept von Hartmut Rosa

43 Fünf der sechs Interviewpartner*innen haben einen akademischen Hintergrund. Sie sind Teil der weißen Mehrheitsgesellschaft, wobei Flora, die als Erwachsene nach Berlin zog, als Teil einer international vernetzten akademischen Community gesehen werden kann. Drei Interviews führte ich mit Personen, die über viele Jahrzehnte, zum Teil mit Unterbrechungen, in der

aufzeigen können (Rosa 2019), wie entscheidend Resonanzverfahren für die Ausrichtung und Motivation zur Teilhabe sind. Im Interview mit Michael deutet sich hingegen an, was passiert, wenn einzelne Resonanzachsen verstummen. Ohne Resonanz finden die Akteur*innen keinen Anschlusspunkt für eigenes Handeln und eine Beteiligung in einer Gruppe, bei der das Resonanzgefühl fehlt, scheint nicht möglich. Führt man diesen Gedanken weiter, kommen weitere Aspekte in den Blickpunkt, die sich von Rosas drei Resonanzachsen herleiten lassen (Rosa 2019: 331ff). Fehlt der Bezug zum demokratischen Gesellschaftsbild, zum gesellschaftlichen Kollektiv oder zum Ort verstummen die Resonanzachsen. Das ist nicht allein auf fehlende Ressourcen und Kapitalien der Akteur*innen zurückzuführen, sondern auf die Qualität ihrer Weltbeziehungen.⁴⁴ Fehlen Resonanzen auf diesen Achsen, werden mögliche Aktivitäten nicht als resonant wahrgenommen und keine Selbstwirksamkeit erwartet. Damit kann jedes Handeln sinnlos erscheinen. Doch was machen Menschen dann?

Das unkooperative Ich

Richard Sennett umreißt in seinem Buch *Zusammenarbeit* die Faktoren, die in der modernen Gesellschaft die Kooperation zwischen Menschen schwächen. Unter anderem beschreibt er einen individuellen Rückzug aus den komplexen Strukturen der gesellschaftlichen Interaktion als *unkooperatives Ich* (Sennett 2012: 241). Er leitet diese Form der Individualisierung aus der Angst davor ab, in Situationen zu geraten, in denen man sich unwohl fühlt und eine aufgezwungene Rolle ausfüllen muss. Wir bewegen uns je nach Kontext in ganz unterschiedlichen sozialen Rollen, als Kind, als Mitarbeiter*in, als Elternteil oder als Mitglied eines Sportteams (Dahrendorf 1968: 128ff). Passt diese Rolle nicht zur eigenen Persönlichkeit oder zwingen Vorurteile und Ausgrenzung eine fremde Rolle auf, muss eine Maske aufgesetzt werden – man spielt die Rolle, anstatt sie als Teil des selbst auf-

Karl-Marx-Allee im zweiten Bauabschnitt wohnen. Insgesamt lässt sich festhalten, dass sich alle als Teil der demokratischen Gesellschaft der Bundesrepublik sehen und mit Abstrichen auch als Teil der Nachbar*innenschaft des untersuchten Quartiers.

- 44 Beispielsweise verlieren geflüchtete Menschen viele ihrer etablierten Resonanzbeziehungen, sodass sie sich an ihrem neuen Wohnort neue Resonanzachsen aufbauen müssen. Dabei müssen sie sich nicht nur mit einer neuen Gesellschaft und ihrer neuen Rolle auseinandersetzen, sondern auch mit traumatisierenden Erlebnissen auf der Flucht und mit Diskriminierungserfahrungen (Bayat 2025). Diese schreiben sich tief in den Körper ein und bestimmen ihre Selbstwirksamkeitserwartungen und ihre Weltbeziehung. Auf dem Weg zu mehr Mitwirkung von Menschen mit Flucht- oder Einwanderungserfahrung müssen tiefe gesellschaftliche und bürokratische Denkfehler überwunden werden, die strukturell in der Migrationspolitik verankert sind und weiterhin reproduziert werden (Ullrich 2025). Derartige strukturelle Probleme haben Einfluss auf die Resonanzachsen und lassen sich für viele Gruppen und Milieus beschreiben.

zunehmen. Das kann dazu führen, dass Situationen vermieden werden, in denen man nur mit Maske teilnehmen kann. Das mündet in einer selbst gewählten Isolation, die weniger von Verlust als von der Erleichterung geprägt ist, sich vor den unangenehmen Zwängen der Interaktion in Sicherheit gebracht zu haben. Dieser bewusste Rückzug führt jedoch zu einem Ausblenden anderer Menschen und einer Selbstbezogenheit, die Sennett als Selbstzufriedenheit beschreibt. Die Verkopplung aus Überbetonung der eigenen Bedürfnisse und der Zufriedenheit mit einer begrenzten Weltbezogenheit ermöglichen es dem Individuum der Angst zu entkommen, mit der unkalkulierbaren Außenwelt interagieren zu müssen und die Isolation als Abwesenheit dieses Chaos' genießen zu können. Für Sennett ist die moderne Gesellschaft ein Motor dieser Entwicklung hin zu einem *unkooperativen Ich*, das Kooperationen aus dem Weg geht und die Auseinandersetzung mit anderen scheut (Sennett 2012: 250ff).

Liest man diese Herleitung mit Hartmut Rosa, lässt sich die Angst vor der Notwendigkeit einer Maske auch als Angst vor Resonanzlosigkeit interpretieren. Mit einer Maske wird lediglich eine Schwingung gespiegelt und vorgetäuscht; ein tatsächliches Antwortverhältnis kann nur entstehen, wenn die Maske abgenommen wird. Demnach besteht ein Zusammenhang zwischen fehlender Resonanz in gesellschaftlicher Interaktion und dem Rückzug auf die individuellen Bedürfnisse, um Auseinandersetzungen über widerstreitende Ansichten zu entgehen. Das bedeutet aber, dass Menschen auch Interaktionen vermeiden, die resonant sein könnten. Die Figur des *unkooperativen Ichs* zweifelt an, dass es sich lohnt, sich mit der Außenwelt auseinanderzusetzen, da keine Resonanz erwartet wird und eine Interaktion daher unnötigen Aufwand bedeutet. Sie verzichtet also von sich aus auf Resonanz und entfremdet sich von ihrem Umfeld.

Gibt es eine unkooperative Gesellschaft?

Resonanz hat immer zwei Seiten. Das *unkooperative Ich* reagiert auf eine repulsive Gesellschaft. Sein biosozialer viszeraler Körper hat Entfremdungserfahrungen gemacht und ihm fehlt die Energie, sich Resonanz zu erarbeiten. So können beispielsweise Ausgrenzung und Rassismus dazu führen, dass er sich nicht als Bestandteil des gesellschaftlichen Kollektivs betrachtet (Ullrich 2025). Auch die Interaktion mit den materiellen Dingen, die Rosa als Arbeit beschreibt (Rosa 2019: 393ff), kann entfremdet sein. Der Bezug zum Ort, an dem man lebt kann verloren gehen, weil man ihn sich nicht aussuchen konnte. In Verdrängungsprozessen (wie beispielsweise Gentrifizierung) verlieren Menschen Orte, an denen sie sozial verankert waren.

Partizipationsverfahren, zu denen Menschen eingeladen, aber nur gewünschte Formen der Mitarbeit zugelassen werden, sind nicht dazu geeignet, einen resonanten Dialog zu erzeugen. Die Einlassungen der Bürger*innen werden nur aufgenommen, wenn sie in das vorgesehene Schema passen. Die Kooperation

wird von diesem asymmetrischen Verhältnis geprägt und bleibt distanziert.⁴⁵ Aus der Perspektive des *unkooperativen Ichs* führen sie lediglich zur Bestätigung der Erwartung, dass sich der Aufwand nicht lohnt. Die fehlende Resonanz führt zu einem erneuten, beziehungsweise weiteren Rückzug. In diesem Sinne sind unresonante eingeladene Teilnehmungsformate sogar kontraproduktiv für die Kooperationsbereitschaft. Es scheint unmöglich, aktiv zu werden, wenn man davon ausgehen muss, dass die eigene Stimme ungehört verhallt. Ohne Selbstwirksamkeitserwartungen gibt es keine Beteiligung, denn nur mit der Erwartung, dass das eigene Handeln etwas bewirkt – im besten Fall ein vibrierender Draht entstehen kann – macht es Sinn, sich einzumischen. Muss von vornherein davon ausgegangen werden, dass eine eigene Initiative reaktionslos verpufft, ist es sehr schwer, überhaupt zu Handeln.

Resonanz ist als Antwortverhältnis immer von beiden Interaktionspartner*innen abhängig. Bietet die Gesellschaft keine responsive Andockstelle für das Individuum an, verstärkt dies Entfremdungserfahrungen. Partizipationsangebote sind für potenzielle Beteiligte mit einer Überwindung verbunden. Finden sie beispielsweise eine Einladung zu einer Informationsveranstaltung zu einem Bauvorhaben in der Nachbar*innenschaft in ihrem Briefkasten, müssen sie zunächst die Zweifel, ob ihr Aufwand sich lohnen wird, beiseite schieben und ihren Körper zur Veranstaltung bewegen, ohne genau zu wissen, ob ihre Hoffnungen auf einen guten Austausch erfüllt werden. Wenn sie sich entschieden haben, teilzunehmen, müssen sie sich in das präsentierte Projekt hineindenken, obwohl sie womöglich sprachlich und fachlich überfordert werden. Dabei ist nicht immer eindeutig, was das Projekt mit ihrer Lebenswelt zu tun hat. Alle Bürger*innen haben einen anderen Bezug und andere Gründe, warum sie zur Veranstaltung gegangen sind. Sie müssen sich auf die Veranstaltung einlassen, was Arbeit an sich selbst bedeutet.

Für eine resonante Veranstaltung braucht es jedoch auch die Bereitschaft zu dieser Arbeit an sich selbst von Seiten der Verantwortlichen. Sie müssen nachvollziehbar kommunizieren und anerkennen, welchen Aufwand es für die Teilnehmer*innen darstellt, sich zu überwinden und die Veranstaltung zu besuchen. Gelingt dies nicht, spürt keiner der Anwesenden Anerkennung oder Resonanz und die Veranstaltung hat nicht nur keine Kooperation hergestellt, sondern in den Besucher*innen sowie in den Veranstalter*innen eine negative Erfahrung verankert, die die nötige Überwindung eine weitere Veranstaltung zu organisieren oder zu be-

45 Es wäre sicherlich eine spannende Untersuchung, die für Teilnehmungsprozesse verantwortlichen Verwaltungsstrukturen aus organisationssoziologischer Perspektive der Logik des Sennettschen Argumentes des *unkooperativen Ichs* auszusetzen. Es scheint mir ein ergiebiger Forschungsfokus zu sein, das Zögern vor offenen partizipativen Verfahren sowie die Angst und die Unsicherheit vor der Unkalkulierbarkeit solcher Prozesse zu untersuchen. Die hier vorliegende Arbeit fokussiert jedoch auf die Akteur*innen des Mitmachens.

suchen noch größer werden lässt. Beteiligung ist für die Teilnehmer*innen Arbeit, die sie in ihrer Freizeit erbringen. Doch auch die Voraussetzungen für Resonanz bereitzustellen ist Arbeit, die von den Verantwortlichen erbracht werden muss. Erst wenn beide Seiten den Aufwand der jeweils anderen Teilnehmer*innen sehen und anerkennen, kann ein kooperativer Austausch auf Augenhöhe stattfinden.

Beteiligung als körperlich erfahrbare Demokratie

Beteiligungsprozesse sind nicht nur Werkzeuge in Planungsverfahren, sondern immer auch lokale und körperlich erfahrbare Politik. Das bedeutet einerseits, dass Resonanz in diesen Verfahren Möglichkeiten der direkten Selbstwirksamkeit eröffnen kann. Andererseits besteht die Gefahr, dass unresonante Formate Zweifel an politischen Prozessen im Großen hervorrufen. In den letzten Jahren kursieren im digitalen Raum der Social-Media-Plattformen immer mehr Gegenerzählungen zur Deutung des politischen Diskurses, die bis zu Verschwörungsmythen reichen. Während die körperlich erfahrbare politische Sphäre der Lokalpolitik inklusive der Beteiligungsprozesse keine Selbstwirksamkeit ermöglicht, werden diese Gegenerzählungen als resonant wahrgenommen. Der Rückzug in resonante Gruppen ermöglicht es den Akteur*innen, sich einzubringen und Selbstwirksamkeit zu erfahren, auch wenn offiziellen Beteiligungsformate dies nicht ermöglichen. Kollektive dienen als Resonanzräume, in denen Einzelpersonen Resonanz Erfahrungen machen und durch die gemeinsame Strukturierung des kollektiven Handelns wirksam werden können. So ist es ihnen möglich zu agieren, auch wenn sie nicht in einen offenen Dialog mit den verantwortlichen Akteur*innen gelangen.⁴⁶ → Resonanz, S. 191 Doch wenn der Widerspruch das Leitmotiv dieser Gruppen ist, endet jede sachliche Reaktion des politischen Systems in der Sackgasse. Diese Proteste richten sich nicht unbedingt auf Sachfragen, sondern sie fungieren als »Schrei nach Antwort« (Rosa 2019: 379). Werden ausdrücklich widerständige Resonanzräume zu einem Zufluchtsort für das unkooperative Ich, wird es immer schwieriger von außen in diese Räume vorzudringen, da sich die Resonanz im Innern explizit durch die Ablehnung der politischen Sphäre speist.

Laut Sennett schafft gerade die gemeinsame Arbeit ein subjektives Band zwischen den Beteiligten. Dies ist nicht notwendigerweise eine starke Resonanz, jedoch eine Grundlage gegenseitigen Respekts, die Kooperation möglich macht

46 Dieser Gedankengang kann weiterverfolgt werden und mit der Kommunikation in den sozialen Medien verknüpft werden, die es dem zurückgezogenen Individuum ermöglichen, sich in einer Informationsblase eine isolierte Sicht auf die Außenwelt zu schaffen. Dabei verbleibt das Individuum nicht mehr unkooperativ, sondern agiert in anderen Resonanzräumen, die sich von der direkten Außenwelt in den digitalen Raum verlagern, jedoch ebenfalls Selbstwirksamkeit erzeugen oder zumindest simulieren können.

(Sennett 2018: 320f). → Wer sind Wir?, S. 202] An etwas Mitzuwirken ist notwendigerweise ein Prozess der Kooperation. Im Sinne einer partizipativen Demokratie, die auf der Mitwirkung aller Bürger*innen beruht, ist es wichtig, dass Menschen an Aushandlungsprozessen teilnehmen und Kooperationserfahrungen im demokratischen Raum machen. Partizipationsprozesse können in diesem Sinne eine große gesellschaftspolitischen Aufgabe übernehmen. Aber dafür ist viel mehr nötig als die freundliche Einladung im Briefkasten. Die Beteiligungsveranstaltungen müssen so gestaltet sein, dass die Bürger*innen sich wahrgenommen fühlen und ihre Masken abnehmen können. Sie müssen sich selbst auf diesen Veranstaltungen spüren können und mit anderen in einen Dialog treten. In der gemeinsamen Arbeit nehmen sie die Reaktionen auf ihre Einlassungen wahr und fühlen, dass sie an den Ergebnissen *mitgewirkt* haben. Das Zusammenkommen in Räumen der Kooperation muss auch Überraschungen zulassen, die sich im Sinne der *surprise* als unerwarteter Mehrwert in der Interaktion ergeben und somit beweisen, dass es in der Aushandlung etwas hinzuzugewinnen gibt.

Angesichts des *unkooperativen Ichs* und sogar unkooperativer Kollektive ist die Arbeit an den Resonanzvoraussetzungen in Partizipationsprozessen ein notwendiger Baustein zur Stärkung des intersubjektiven und interkollektiven Austauschs und der Kooperation. Dieser Weg muss vor allem glaubwürdig und nachhaltig gestaltet werden, damit demokratische Teilhabe nicht von Resignation, sondern von Selbstwirksamkeitserwartungen geprägt sein kann.

Was machen Menschen, wenn sie sich beteiligen?

Ich habe in dieser Arbeit zu den Stadtmitmacher*innen an einem Perspektivwechsel im Bereich der Partizipation versucht. Mein Anliegen war es, nicht die verschiedenen Formate von Beteiligungsverfahren zu betrachten, sondern die Personen, die sich aktiv einbringen. Dabei löst sich die in der Forschung diskutierte Unterscheidung von eingeladener oder initiativer Beteiligung auf, da sie innerhalb einer Beteiligungsbiografie stetig wechseln. Wenn wir Partizipation als Teilhabe an der Gestalt der Stadt begreifen, dann können wir sehr viel von Menschen lernen, die für sich eigene Formen der Teilhabe gesucht haben und sich anders engagieren, als an offiziellen Beteiligungsprozessen teilzunehmen. Insbesondere darf nicht übersehen werden, dass der Diskurs über die Gestalt der Stadt nicht nur zwischen den Institutionen der Stadt und den Bürger*innen sondern auch zwischen den Bürger*innen selbst geführt wird. In Gruppen von Gleichgesinnten, aber auch im Streit, wird die Nutzung der Stadt ausgehandelt. Doch keineswegs beschränkt sich Partizipation auf Diskussionen. Eine persönliche Erkenntnis war für mich die Beobachtung, dass sich durch das gemeinsame Handeln kräftezehrende Diskussionen umgehen las-

sen und durch die körperliche Kooperation ein »vibrierender Draht der Resonanz« (Rosa 2019) entstehen kann, während direkt Raum umgestaltet wird.

Für die empirische Sozialforschung stellen die Lebenswelten der Stadtmitmacher*innen einen wertvollen, bislang noch wenig erschlossenen Fundus dar. Ich persönlich habe sehr viel von den engagierten Menschen, die ich interviewt habe, lernen können. Dafür bin ich dankbar und es hat meinen Respekt für die Energie von derart aktiven Bürger*innen noch verstärkt. Die Gedankengänge zu Barrieren und Nicht-Partizipation zeigen nicht nur weiteren empirischen Forschungsbedarf auf, sondern liefern auch Ansatzpunkte zur Weiterentwicklung von Partizipationsverfahren. Zum einen ist es wichtig wahrzunehmen, wie viel Aufwand und Arbeit es für Bürger*innen bedeutet, eine Veranstaltung zu einem stadtplanerischen Projekt zu besuchen. Die dort geführten Diskurse setzen sprachliche und fachliche Kompetenzen voraus, die zunächst nichts mit der eigenen Lebenswirklichkeit zu tun haben. Zum anderen bringen sich viele Bürger*innen bereits auf ihre Weise in der Stadt ein, die für die Expert*innen aber unverständlich, unbedeutend oder schlichtweg unsichtbar bleibt.

Das gegenseitige Verständnis ist wichtig, um eine Arbeitsatmosphäre zwischen Stadtplaner*innen und einer breiten Bürger*innenschaft herzustellen. Diese Resonanzvoraussetzungen müssen erarbeitet werden, bevor eine konstruktive Kooperation entstehen kann. Damit am Ende ein gemeinsames Ergebnis steht, müssen offene Räume geschaffen werden, die jeder Person das Gefühl vermitteln, dass sie zumindest die Möglichkeit zur Mitsprache hat. Gelingt es nicht, eine resonante Arbeitsatmosphäre zu schaffen, bleibt das Gefühl zurück zwar eingeladen, jedoch nicht gefragt worden zu sein. Das hinterlässt sowohl bei den Bürger*innen als auch bei den Organisator*innen eine Frustrationserfahrung in den Beteiligungsbiografien. Diese Erfahrungen sind dann wieder präsent, wenn eine erneute Einladung zu einer Veranstaltung oder der Flyer zur Gegendemonstration im Briefkasten landet.

Die Diskussion über die Qualität von Beteiligungsverfahren ist keine Fachdebatte zur Optimierung einer professionellen Praxis, sondern ein elementarer Baustein zur Stärkung der partizipativen Demokratie. Der Stadtraum, in dem sich die Menschen in ihrem Alltag bewegen ist die Kontaktfläche ihres Körpers zur Gesellschaft. Hierin liegt ein enormes demokratisches Potential. Wenn dieses Nahumfeld ein Raum der Selbstwirksamkeit ist, können sich die Menschen nicht nur rational sondern mit all ihren Sinnen als Teil einer Gesellschaft fühlen, in der sie ihren Platz haben (Rosa 2025). Somit will ich in Anlehnung an den Wahlslogan von Bill Clinton 1992 schließen: *It's the body, stupid!*